

**Gender in Modern Jewish History:
Rethinking Jewish Women's and Gender History**

Tagung des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden
Hamburg, 20. bis 22. Oktober 2003

Auf Einladung des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden (Hamburg) trafen sich vom 20. bis zum 22. Oktober 2003 rund 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den USA, Kanada und Deutschland, um über den aktuellen Stand der jüdischen Frauen- und Geschlechtergeschichte zu diskutieren. Das Tagungsthema lautete „Rethinking Jewish Women's and Gender History“.

Den Auftakt bildete am Montag Abend ein öffentlicher Vortrag vor großem Publikum von der Literaturwissenschaftlerin Prof. *Barbara Hahn* (Princeton) über Margarete Susmanns und Hannah Arendts „Diagnosen der Moderne“. Prof. Hahn diskutierte die Freiheiten und Grenzen in den Denkbewegungen der jüdischen Wissenschaftlerinnen. Beide Philosophinnen versuchten, sowohl die Kategorie „Frau“ als auch die des „Juden“ frei von Beschränkungen als „Mensch“ in der Moderne zu entwerfen. Die Erkenntnis über die Grenzen dieser Versuche vermittelte eine tiefe Einsicht in die kulturelle Verfassung der Moderne seit dem 19. Jahrhundert. Der zweite Abendvortrag am Dienstag nahm dieses Thema aus männlicher Perspektive auf. Prof. *Liliane Weissberg* - Literaturwissenschaftlerin aus Pennsylvania - erörterte die freundschaftlichen Beziehungen Sigmund Freuds mit Kollegen, um deren emotionale Wirkungsmacht sowie den männerbündischen Ideenaustausch für die Entwicklung der Psychoanalyse und ihrer Konzeption von Weiblichkeit zu zeigen.

Am Dienstag und Mittwoch präsentierten dann nach der Begrüßung durch die Direktorin des Institutes, Dr. *Stefanie Schüler-Springorum*, eine Reihe namhafter Historikerinnen und Literaturwissenschaftlerinnen ihre Thesen zum Stand der modernen Geschlechtergeschichte. Dr. *Maria Benjamin Baader* (Halifax), Prof. *Deborah Hertz* (New York) und Prof. *Andreas Gotzmann* (Erfurt) referierten im ersten Abschnitt über die Einbindung der Geschlechtergeschichte in eine Gesamtschau deutsch-jüdischer Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie den Beitrag der neuen „men's studies“ zu diesem Projekt. In der anschließenden Diskussion gab es durchaus kontroverse Stellungnahmen: Während einige für die Konzentration auf weitere Studien aus sozialhistorischer Perspektive plädierten, um neue Erkenntnisse über die Lebenswege und Lebensverhältnisse jüdischer Frauen und Männer zu gewinnen, betonten andere stärker die methodische Herausforderung durch postmoderne Theorien und die men's studies. Der Entwurf „jüdische Frau“ gehe von einer feststehenden Identitätskonstruktion aus, deren Fragilität und historische Gebundenheit aber erst durch die historische Dekonstruktion der Konzepte von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ sichtbar werde. Auch die von Dr. Baader geforderte Aufeinanderbezogenheit von deutscher und jüdischer, Männer- und Frauengeschichte wurde kritisch diskutiert. Eine harmonische Verknüpfung der deutschen und der jüdischen Perspektive in der deutschen Geschichte sei zumindest problematisch. Und die Studien über Männergeschichte zeigten ein auffälliges Desinteresse an den Ergebnissen der Frauenforschung.

Im zweiten Teil der Konferenz standen dann die Beziehungen der Geschlechter in den Bereichen Arbeit und Familie im Vordergrund. Prof. *Monika Richarz* (Berlin) entwickelte in ihrem Vortrag die *longue durée* der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse in jüdischen Familien von der Frühen Neuzeit bis in das frühe 20. Jahrhundert. Die ideale bürgerliche Vorstellung vom Mann als alleinigem Ernährer der Familie an der

Seite einer unbeschäftigten Hausfrau fand sich nur sozial und vor allem zeitlich eng begrenzt in jüdischen Familien wieder. Wirtschaftstätigkeiten von Frauen lassen sich in vielfacher Hinsicht nachweisen, so dass Prof. Richarz zu der These gelangte, dass die bürgerliche Konstruktion der Geschlechterrollen nicht nur ein Rückschritt gegenüber der Vormoderne gewesen sei, sondern sozialhistorisch betrachtet auch schon nach gut einer Generationenfolge am Ende des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt wurde.

Prof. *Sharon Gillerman* (Los Angeles) präsentierte dann innerjüdische Diskurse zu Demographie und „Sozialhygiene“ in der Weimarer Republik. Während Prof. Richarz durch eine konsequente sozialhistorische Perspektive auf beide Geschlechter zu neuen Erkenntnissen über Frauenarbeit gelangte, zeigte der Vortrag von Prof. Gillerman den Gewinn diskursanalytischer Fragestellungen. Ihre Ausführungen belegten die Differenzierungen und je eigenen Identitätsprozesse innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland. Der „Mutter“ kam dabei in allen Diskursen über die Reproduktion der Gesellschaft eine wichtige Funktion zu, und hier zeigten sich große Übereinstimmungen zwischen der jüdischen und der nicht-jüdischen Diskussion. Die jüdischen Sozialreformer wollten ihre Erkenntnisse vor allem für den Erhalt bzw. den Aufbau einer jüdischen Gemeinschaft einsetzen. Nicht nur im Zuge dieser Debatten entwickelte sich eine starke Übereinstimmung zwischen den sonst politisch getrennten Gruppen der Liberalen, Orthodoxen sowie den Zionisten, die in der Tendenz – so die These von Prof. Gillerman – auf eine gegenaufklärerische Position hinauslief. Jüdisch-Sein wurde in diesem Prozess als eine „unwiderlegbare körperliche Existenz“ („irrefutable corporeality“) entworfen, die entscheidend gemeinschaftsstiftend wirken sollte.

Die Kommentatorin Prof. *Atina Grossmann* (New York) nahm dieses Thema auf, um sich und die Diskussteilnehmerinnen zu fragen, wie „jüdisch“ dies alles sei. Gerade die Ergebnisse von Prof. Richarz seien nicht ausschließlich spezifisch für die jüdischen Familien - ein Punkt, den Prof. Hausen in der Diskussion noch einmal deutlich unterstrich.

Die Konstruktion von Identität und die Frage nach dem Gehalt historischer Quellen für diese, standen im letzten Abschnitt am Dienstag Nachmittag noch einmal im Vordergrund. Unter dem Thema „performing identities“ präsentierte *Ruth Abusch Magder* (Maplewood) eine historische Analyse von „Rezepten für jüdisches Leben“ am Beispiel von Kochbüchern aus dem 19. Jahrhundert. Sie verwies auf die Handlungsräume von Frauen gegenüber den rabbinischen Autoritäten in der Bestimmung dessen, was als jüdisch und kosher zu gelten habe. Die Kochbücher seien sowohl als Leitfaden zu lesen, wie auch als Spiegel der aktiven Rolle von Frauen in der Konstruktion und Alltagstauglichkeit jüdischer Identität.

Dr. *Miriam Gebhardt* (Konstanz) diskutierte in ihrem Beitrag kritisch die Reichweite der Interpretationsmöglichkeiten von autobiographischen Quellen. Gerade weil sich ein Großteil der Frauengeschichte auf Memoiren stütze, sei es besonders wichtig, deren Aussagegrenzen zu benennen. Die genaue historische Einordnung der Quelle (Provenienz, Zeitpunkt der Abfassung, Angaben zur Autorin, Angaben zum Adressaten etc.) könne helfen, historische Fehltritte zu vermeiden. Dr. Gebhardt zeigte ihre Kritik beispielhaft an zwei Autobiographien, die – obwohl im 20. Jahrhundert geschrieben – als Beleg für die Verhältnisse im 19. Jahrhundert dienen. Sie kritisierte damit auch die These von den jüdischen Haus-Frauen als Hüterinnen der Religion („priestess and Hausfrau“) im bürgerlichen Zeitalter. Als andere Lesart schlug Dr. Gebhardt vor, die Autobiographien als Medien der Transmission in Familien zu lesen, also als eine Form des Familiengedächtnisses.

Die Kommentatorin Prof. *Marion Kaplan* (New York) nahm diese Herausforderung ebenso auf wie das Publikum. Prof. Kaplan diskutierte mit Bezug auf beide Referate das Verhältnis von Frauen und Macht sowie ihren Möglichkeiten und Beschränkungen für Handlungen und Selbstdefinitionen („agency“). Sie betonte die Doppeldeutigkeit des Begriffes „priestess“ als einerseits Kennzeichen zeitgenössischer Kritik an der abnehmenden Religiosität von Juden in Deutschland, und andererseits als Emblem für eine Aufwertung der weiblichen Familienrolle. Für beide Deutungen fänden sich Belege, auch in den Memoiren. Prof. Kaplan sah die positiven

Aspekte einer Dekonstruktion von Autobiographien eher in der kritischen Analyse einzelner Memoiren, wohingegen ein Sample von Memoiren als historische Quelle auch weiterhin für sozial- und politikhistorische Studien nutzbar sei. (Ihr) Ziel sei es weiterhin, so genau wie möglich historische Realität zu beschreiben.

Im vierten Teil der Tagung erörterten Prof. *Harriet Pass Freidenreich* (Philadelphia) und Dr. *Alison Rose* (Massachusetts) Geschlechterbilder und deren historische Relevanz. Prof. Freidenreich entwickelte aus ihrer Studie über jüdische Studentinnen im Europa des frühen 20. Jahrhunderts heraus eine differenzierte Diskussion über die Unterschiede zwischen der „neuen Jüdischen Frau“ und der „jüdischen Neuen Frau“. Während letzteres durchaus als Beschreibung für viele Studentinnen taugte, sei diese Beschreibung doch sehr viel schwerer für verheiratete Akademikerinnen geeignet. Die „neue Jüdische Frau“ sei dagegen erst zum Ende der 20er Jahre hin denkbar gewesen. In diesem wie in dem anschließenden Vortrag tauchte immer wieder die Frage auf, wie und womit das „Jüdisch-Sein“ einer Person oder einer Gruppe gefasst werden könne in einer modernen Welt, in der die ausschließlich religiöse Definition allein nicht mehr reiche. Dr. Rose konzentrierte sich auf Schriften sowie Prosa- und Theaterstücke aus der zionistischen Bewegung Österreichs, um die darin entworfenene „neue Jüdische Familie“ zu zeigen. Frauen als Idealtypen blieben in allen diesen Stücken immer auf die Familie bezogen, als rechtlich gleichgestellt zwar, aber doch allein für die Belange der Familie verantwortlich. Kinder und Kindererziehung wurden hier als Beitrag zur Nationswerdung verstanden - eine „neue Frau“ im Sinne eines emanzipierten Individuums war nicht vorgesehen. Dr. Rose verwies auf das Paradoxon, dass im zionistischen Denken alte Frauenbilder für den Aufbau einer neuen Gesellschaft aktiviert würden. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass dieses Paradox vielleicht nur ein scheinbares sei, denn es habe sich hier um eine rein männerbündische Idealvorstellung gehandelt.

Am Mittwoch Mittag wurde die Tagung mit einer ausführlichen Abschlussdiskussion unter der Leitung von Dr. Stefanie Schüler-Springorum beendet. Prof. *Karin Hausen* (Berlin) und Prof. *Steven Lowenstein* (Los Angeles) besprachen aus der Perspektive der Geschlechterforschung und der jüdischen Geschichte ihre Eindrücke. Prof. Hausen hob vor allem die Ungleichzeitigkeiten in der sozialen und politischen Entwicklung der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert hervor, die nicht als „deutsche Geschichte“ entworfen werden könne, um sie dann einer „jüdischen Geschichte“ gegenüber zu stellen. Die historische Geschlechterforschung habe große Themen entwickelt, die auch eine Bearbeitung mit Bezug auf die jüdische Geschichte brauche: das normative System der Zweigeschlechtlichkeit zum Beispiel, Frage nach den Relationen und Hierarchien zwischen den Geschlechtern oder die Untersuchung von Exklusionen und Inklusionen. Allgemein sei der Modernisierungsprozess ein nichteinheitlicher Prozess und das sollte sich auch in der Geschichtsschreibung spiegeln. Brüche und Ungleichzeitigkeiten zeigten sich historisch als besondere Herausforderungen der Religionsgemeinschaften.

Prof. Lowenstein hielt noch einmal fest, dass „gender“ eine grundlegende Kategorie der historischen Analyse sei, doch dürfe dies nicht zu einer unhistorischen Forschung über Männer (und Frauen) führen, die die soziale und politische Gebundenheit ihrer Quellen nicht reflektiere. Zugleich sei auch eine politische Standortgebundenheit der gender-Forschung abzulehnen. Vielmehr sollten sozial- und diskursanalytische Arbeiten entstehen, die einen Vergleich mit anderen jüdischen Gemeinschaften ermöglichen könnten, z.B. innerhalb Europas. Auch würde er die *longue durée* sozialer und politischer Prozesse stärker betonen wollen. Andere Diskussionsteilnehmer und -teilnehmerinnen nahmen noch einmal die Frage nach der jüdischen Identität oder auch: den Identitäten in der Moderne auf und plädierten für eine konsequente Historisierung dieser Forschungsfrage. Es gehe dabei nicht um die Konstruktion einer „Essenz“ des Jüdischen, sondern um die Beschreibung von Erfahrungen, Zuschreibungen und Deutungen, differenziert nach Klasse und Geschlecht, wie Dr. Schüler-Springorum betonte. Mit Hinweis auf die deutsche Geschichte wurde auch auf die zeitliche Parallelität in der Entstehung der Gegensatzpaare Mann – Frau und Deutsche – Juden seit 1800 hingewiesen, die die ältere ständische und allein religiöse Differenzierung (Christ – Jude) ablöse. Dieser Prozess sei ein zentraler Bestandteil deutsch-jüdischer Geschichte, für die die Frauen- und Geschlechterforschung einen wichtigen Beitrag leisten könne. Schließlich thematisierte noch Prof. Grossmann die auffällig geringe Rolle,

die der Antisemitismus in allen Beiträgen des Tagung gespielt habe. Deutsche und auch Jüdische Geschichte sei ohne diesen aber nicht vollständig.

Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist geplant. Die Tagung „Gender in Modern Jewish History“ wird in einem zweiten internationalen workshop fortgeführt werden, der sich dann explizit der jüdischen Männergeschichte widmen wird.

Kirsten Heinsohn (Hamburg)

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2003.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München
Telefon: 089 - 13 47 29, Fax: 089 - 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2003, Nr.098
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2003/098-03.pdf>